

RICHARD LAYMON

# DER RIPPER

ROMAN

**HEYNE** <  
EBOOKS

RICHARD LAYMON

# DER RIPPER

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Andreas Decker

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die Originalausgabe  
SAVAGE  
erschien bei Leisure Books, New York

Der Roman erschien in Deutschland bereits 1995 unter dem Titel *Im Zeichen des Bösen* im Goldmann Verlag.

Vollständige überarbeitete Ausgabe 01/2010  
Copyright © 1993 by Richard Laymon  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010 by  
Wilhelm Heyne Verlag, München, in der Penguin Random  
House Verlagsgruppe GmbH  
Neumarkter Str. 28, 81673 München  
Redaktion: Sven-Eric Wehmeyer  
ISBN: 978-3-641-04962-1  
V003

[www.heyne-hardcore.de](http://www.heyne-hardcore.de)  
[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhaltsverzeichnis

ZUM BUCH

ZUM AUTOR

LIEFERBARE TITEL

Widmung

PROLOG

ERSTER TEIL - Fort von Whitechapel, auf nach  
Amerika

Kapitel 1 - Barnes, ein Gentleman

Kapitel 2 - Ich breche auf

Kapitel 3 - Ich und die Unglückseligen

Kapitel 4 - Der Lynchmob

Kapitel 5 - Ein blutiger Mord

Kapitel 6 - Dem Teufel auf den Fersen

Kapitel 7 - Auf der Themse, an Bord der True D. Light

Kapitel 8 - In Fesseln

Kapitel 9 - Eine lange Nacht

Kapitel 10 - Patrick stößt zu unserer Mannschaft

Kapitel 11 - Patrick schlägt zu

Kapitel 12 - Mann über Bord

Kapitel 13 - Starker Seegang, schwache Hoffnung

Kapitel 14 - Unsere letzte Nacht auf der True D. Light

Kapitel 15 - Allein

ZWEITER TEIL - Der General und seine Ladys

Kapitel 16 - Das Haus im Schnee

Kapitel 17 - Der General

Kapitel 18 - Die Gastfreundschaft der Forrests

Kapitel 19 - Die Jacht und das Pferd

Kapitel 20 - Weihnachten und danach

Kapitel 21 - Verluste

Kapitel 22 - Nächtlicher Trost

Kapitel 23 - Herrliche Zeiten

Kapitel 24 - Massaker

## DRITTER TEIL - Auf dem Weg nach Tombstone

Kapitel 25 - Gen Westen

Kapitel 26 - Briggs

Kapitel 27 - Ich nehme Abschied von Sarah und dem Zug

Kapitel 28 - Desperados

Kapitel 29 - Der Überfall

Kapitel 30 - Schießunterricht

Kapitel 31 - Meine erste Nacht im Lager der Gesetzlosen

Kapitel 32 - Wilde Drohungen

Kapitel 33 - Ärger in Bailey's Corner

Kapitel 34 - Die Verfolger

## VIERTER TEIL - Der mühsame Trail

Kapitel 35 - Nennt mich Ismael

Kapitel 36 - Fremde auf dem Trail

Kapitel 37 - Lazarus und der Tote

Kapitel 38 - Ich werde überfallen

Kapitel 39 - Partner

Kapitel 40 - Die Dame in Not

Kapitel 41 - Das Gewitter

Kapitel 42 - Die Leiche

Kapitel 43 - Ich finde Jesse

Kapitel 44 - Das Maultier

Kapitel 45 - Stürmische Augenblicke

Kapitel 46 - Wir reisen weiter

## FÜNFTER TEIL - Das Ende des Trails

Kapitel 47 - Wir meiden Tombstone

Kapitel 48 - Apachen-Sam

Kapitel 49 - Aufbruch zum Dogtooth Mountain

Kapitel 50 - Gefahr im Tal der Ungeheuer

Kapitel 51 - Ein schrecklicher Fund

Kapitel 52 - Whittles Höhle

Kapitel 53 - Showdown

Kapitel 54 - Wunden und Verbände

Kapitel 55 - Der Weg aus den Bergen

EPILOG

Copyright

## ZUM BUCH

Whitechapel, November 1888. Im viktorianischen London treibt Jack the Ripper sein Unwesen. Zufällig muss der junge Trevor Bentley mitansehen, wie Jack the Ripper einen grässlichen Mord begeht, und kommt selbst nur knapp mit dem Leben davon. Der erbarmungsloseste Serienkiller, den die Annalen der englischen Kriminalgeschichte verzeichnen, verlässt London und macht sich auf den Weg nach Amerika. Trevor, der dem Ripper das blutige Handwerk legen will, folgt ihm in die Neue Welt, erlebt viele Abenteuer und trifft seine große Liebe, bevor er sich erneut der Bestie in Menschengestalt stellen wird.

Eine unnachahmliche Mischung aus Abenteuerroman und Horrorstory - Richard Laymons ungewöhnlichstes Buch.

## ZUM AUTOR

Richard Laymon wurde 1947 in Chicago geboren und studierte in Kalifornien englische Literatur. Er arbeitete als Lehrer, Bibliothekar und Zeitschriftenredakteur, bevor er sich ganz dem Schreiben widmete und zu einem der bestverkauften Spannungsautoren aller Zeiten wurde. 2001 gestorben, gilt Laymon heute in den USA und Großbritannien als Horror-Kultautor, der von Schriftstellerkollegen wie Stephen King und Dean Koontz hoch geschätzt wird.

Richard Laymon im Internet: [www.rlk.cjb.net](http://www.rlk.cjb.net)

## LIEFERBARE TITEL

Rache - Die Insel - Das Spiel - Nacht - Das Treffen - Der Keller - Die Show - Die Jagd - Der Regen

Dieses Buch ist Bob Tanner gewidmet,  
einem Gentleman und erstklassigen Agenten.

Mit deiner Führung und Hilfe  
bin ich weit über das hinausgewachsen  
was ich mir zugetraut habe.

Übrigens:  
vor einiger Zeit hast du beim Mittagessen  
vorgeschlagen, ich sollte es mal  
mit einem englischen Schauplatz versuchen.  
Das habe ich getan.  
Also geht dieser Roman auf dein Konto.

Ich liebe meine Arbeit, und ich werde zu neuen Taten  
schreiten. Sie werden bald wieder von mir und meinen  
lustigen kleinen Spielchen hören ... Meine Klinge ist  
schön scharf. Ich werde sofort ans Werk gehen, wenn  
sich mir die Möglichkeit bietet. Alles Gute.

Ihr sehr ergebener  
Jack the Ripper

*Aus einem Brief vom 25. September 1888, der Jack the  
Ripper zugeschrieben wird.*

Nicht Gott hat die Menschen gleich gemacht,  
sondern Colonel Colt.

*Anonymer Cowboy*

# PROLOG

*Worin ich Ihnen auf meine abenteuerliche Geschichte  
Lust zu machen beabsichtige*

Londons East End war ein ziemlich gefährliches Pflaster, doch ebendort befand ich mich am Abend des 8. November 1888, ein junger Bursche von fünfzehn Jahren mit mehr Schneid als Verstand.

Das ist jetzt etwa zwanzig Jahre her; höchste Zeit also, zur Feder zu greifen, bevor mir die Einzelheiten entfallen oder ich von einer Schlange gebissen werde.

Alles fing damit an, dass ich mich auf die Suche nach Onkel William machte, damit er sich um Barnes kümmerte. Sie müssen wissen, mein Onkel war Konstabler bei der Polizei. Er war ein harter, zäher Bursche. Ein paar Worte - oder Schläge - von ihm, und dieser Schurke Barnes hätte es nicht noch einmal gewagt, meine Mutter mit dem Gürtel zu traktieren.

Also brach ich gegen einundzwanzig Uhr auf und schätzte, in weniger als einer Stunde mit meinem Onkel wieder zurück zu sein.

Aber es sollte mir nicht vergönnt sein, ihn zu finden.

So, wie sich alles ergab, sollte ich meinen Onkel William niemals wiedersehen, und es sollte viele Jahre dauern, bis ich meine liebe Mutter das nächste Mal in die Arme schließen konnte.

Manchmal verspürt man den Wunsch, man könnte noch einmal von vorn anfangen und einige Dinge anders anpacken.

Kann man natürlich nicht.

Und vielleicht ist es auch besser so.

Nun, sicher habe ich mich nach meiner Mutter gesehnt und meine Freunde vermisst und mich gefragt, wie mein Leben ausgesehen hätte, wäre ich an diesem Abend nicht nach Whitechapel gegangen. Denn das bedauere ich noch heute, wenn auch nicht mehr allzu sehr.

So ist das nun mal.

Ich habe ein paar brenzlige Situationen erlebt und stand einigen gottlosen Schrecknissen gegenüber, aber es gab auch viele gute Zeiten. Ich habe wunderbare Abenteuer erlebt und treue Freunde gefunden. Ich habe die Liebe gefunden. Und bis jetzt konnte ich dem Tod noch immer ein Schnippchen schlagen.

Auch wenn es manchmal recht knapp ausging.

Ich bin allen möglichen Schurken begegnet, wurde von Lynchmobs und Bürgerwehren gejagt und stand Jack the Ripper höchstpersönlich gegenüber.

Aber ich erfreue mich noch immer bester Gesundheit und bin bereit, meine Geschichte zu erzählen.

Was ich jetzt tun werde.

Mit freundlichen Grüßen des Verfassers

TREVOR WELLINGTON BENTLEY  
*Tucson, Arizona 1908*

# **ERSTER TEIL**

*Fort von Whitechapel, auf nach Amerika*

# 1

## *Barnes, ein Gentleman*

Der Abend war wie dazu geschaffen, ihn zu Hause zu verbringen, und so saß ich faul vor dem Kaminfeuer in unserer Wohnung in der Marylebone High Street und ließ mich wärmen. Ich hatte die schreckliche Langweile überlebt, die meine Hausaufgaben mit sich brachten (und die ich mir wirklich hätte sparen können), das Mädchen war außer Haus, um seinen Schatz zu besuchen, und Tom und Huck halfen mir nach Kräften dabei, mich in bessere Stimmung zu versetzen, indem sie wilde Pläne schmiedeten, wie sie Jim aus der Obhut von Onkel Silas und Tante Sally befreien konnten. Tom konnte einen schier zur Verzweiflung bringen. Er tat *nie* etwas auf einfache Art und Weise.

Sosehr mich Mr. Twains Buch auch fesselte, horchte ich dennoch nach Schritten draußen auf der Treppe. Aber es war nichts zu hören außer dem Geräusch des Regens, der gegen die Fensterscheiben prasselte.

Mutter hätte schon vor einiger Zeit wieder daheim sein müssen. Sie war direkt nach dem Abendessen aufgebrochen, um Liz McNaughton, die dank eines Kutschenunfalls auf der Lombard Street nur noch ein Bein hatte, ihren dienstäglichen Geigenunterricht zu geben.

Obwohl es schäbig von mir war, ertappte ich mich bei dem Wunsch, dass Liz statt ihres Beines einen Arm verloren hätte. Das hätte ihrem Geigenspiel einen Dämpfer versetzt. Mutter wäre die undankbare Aufgabe erspart geblieben, ihr an einem solch ungemütlichen Abend einen Besuch abstaten zu müssen, und damit mir meine Sorge um sie.

Denn davon hatte ich reichlich.

Ich fand niemals Ruhe, wenn Mutter abends unterwegs war. Ich hatte keinen Vater, nicht einmal eine verschwommene Erinnerung an ihn, denn ich war noch ein Säugling, als er als Soldat bei den Berkshires in der Schlacht von Maiwand einer Jezail-Kugel zum Opfer gefallen war. Ohne Vater aufgewachsen, lebte ich in ständiger Furcht, auch Mutter zu verlieren.

Während ich also über den Grund für ihre Verspätung nachsann, beschwor ich einen ganzen Reigen schrecklicher Dinge herauf, die ihr zugestoßen sein konnten. Schon in normalen Zeiten hätte sie von einer Droschke überfahren oder von Halsabschneidern überfallen werden können. Aber dies waren keine normalen Zeiten, lauerte doch irgendwo der Mörder aus Whitechapel mit seinem Messer.

Während die meisten Bewohner Londons nur das wussten, was in der Zeitung stand, war ich dank meines Onkels William, der im Polizeirevier in der Leaman Street arbeitete, ziemlich eingehend über die schrecklichen Einzelheiten der Untaten des Rippers informiert. Nicht nur, dass Onkel William zwei der Opfer mit eigenen Augen gesehen hatte, es bereitete ihm auch außerordentliches Vergnügen, mir alles auf grausige Weise zu beschreiben. Oh, seine Augen blitzten dann geradezu vor diebischer Freude! Ich habe keinen Zweifel, dass er mit Vergnügen sah, wie sehr ich jedes Mal erbleichte. Dennoch wollte ich stets mehr davon hören.

Als ich an diesem Abend auf Mutter wartete, wünschte ich mir, ich hätte *nie* etwas von dem Ripper gehört.

Ich sagte mir, dass es gar keinen Anlass zu der Befürchtung gab, er könnte sie niederstrecken. Schließlich lag die Wohnung der einbeinigen Liz genauso weit vom East End entfernt wie die unsere. Der Ripper würde sich weit von seinen bisherigen Jagdgründen entfernen müssen, um in unsere Gegend zu kommen. Außerdem war es noch viel zu früh am Abend für ihn. Und er brachte nur Huren um.

Mutter hätte auf jeden Fall vor ihm sicher sein müssen.

Trotzdem sorgte ich mich, bis mir der Schädel brummte. Schließlich legte ich das Buch beiseite und ging voller Unruhe auf und ab. Das hatte ich dann auch einige Zeit lang gemacht, als die Haustür zuschlug. Dem folgten schwere, unsichere Schritte auf der Treppe nach oben. Mutters Schritt war gewöhnlich leicht und anmutig. Neugierig eilte ich hinaus und sah nach unten.

Dort war Mutter, und sie zerrte den schweren Rolfe Barnes hinter sich her.

»Mum!«

»Hilf uns.«

Ich eilte hinunter und stützte die andere Seite des Taugenichts. Er war durchnässt bis auf die Haut und stank nach Rum. Obwohl er kaum dazu in der Lage war, die Beine zu bewegen, während wir ihn die Treppe hinaufstemmten, murmelte er ununterbrochen vor sich hin.

»Wir geben ihm doch wohl nicht Obdach, oder?«

»Und ob wir das tun! Mäßige deinen Tonfall, junger Mann. Er hätte auf der Straße umkommen können.«

Welch ein Verlust für die Welt, dachte ich, behielt es aber für mich. Barnes hatte die Angewohnheit, sich nach ein paar Gläsern in einen brutalen, äußerst reizbaren und unflätigen Rüpel zu verwandeln. Er hatte jedoch im zweiten afghanischen Krieg an der Seite meines Vaters gekämpft, und ihm zufolge waren sie bis zum bitteren Ende die besten Kameraden gewesen. Ich hatte ihn immer für einen Lügner gehalten, aber Mutter traute dem Mann nichts Schlechtes zu. Sie hatte ihn von Anfang an wie ein Familienmitglied behandelt.

Nicht, dass sie sich in ihn verliebt hätte. Wenigstens war sie (soweit mir bekannt war) klug genug gewesen, seine amourösen Annäherungsversuche zurückzuweisen. Doch obwohl sie vor einigen Jahren seinen Heiratsantrag höflich abgelehnt hatte, stand ihm unsere Tür immer offen.

Und heute Abend riss sie ihn nachgerade hindurch.

»Wo hast du ihn gefunden?«, fragte ich, während wir uns die Stufen emporkämpften.

»Zusammengebrochen vor dem Boar's Head.«

»Ah«, meinte ich. Der Pub war direkt an der Straßenecke. »Vermutlich hat er dort auf der Lauer gelegen und sich zusammenbrechen lassen, als er dich vorbeigehen sah.«

»Trevor!«

Barnes murmelte und fluchte die ganze Zeit. Mutter reagierte darauf mit beschwichtigenden Worten wie »Sie armer Kerl« und »Sie sind sicher ganz durchnässt« und »Sie werden sich den Tod holen«.

Aber zunächst holten wir ihn aus seinem Rock und setzten ihn aufs Sofa. Mir fiel die Aufgabe zu, ihm die nassen Stiefel auszuziehen, während Mutter ihren Mantel ablegte und eilig Tee machte.

Ich schätze, es war ein Fehler von ihr, mich mit ihm allein zu lassen.

Mein Fehler war es, den Mund aufzumachen.

Eigentlich brummelte ich nur vor mich hin und rechnete nicht damit, dass ein Kerl in seinem Zustand mich hören, geschweige denn verstehen würde.

Ich sagte: »Verdammt Schuft.«

Die Worte waren noch nicht ganz über meine Lippen gekommen, da krachte seine Faust auch schon auf meine Nase und schickte mich rücklings zu Boden. In den nächsten Augenblicken erwies sich Barnes als ziemlich lebendig für einen derart betrunkenen Burschen. Er sprang mich an und schlug mich beinahe besinnungslos, bevor Mutter mir zu Hilfe eilte.

»Rolfe!«, rief sie.

Noch einmal schlug er mir seine riesige Faust ins Gesicht. Dann kam er taumelnd auf die Beine, als Mutter ihn an den Haaren zog. Meine Sinne waren völlig benebelt, und so sehr ich mich auch anstrengte, mir blieb nichts anderes übrig, als dazuliegen und zusehen zu müssen, wie Barnes Mutter an den Handgelenken packte. Er zog sie an sich und schlug ihr

derart fest ins Gesicht, dass ihr Kopf zur Seite gerissen wurde. Dann stieß er sie quer durchs Zimmer. Sie prallte mit solcher Wucht gegen einen Lehnstuhl, dass sie ihn gegen die Wand stieß. Auf den Knien liegend hob sie den Kopf und versuchte sich hochzustemmen.

Barnes stand bereits hinter ihr. »Zu gut für mich, was?« Er schlug ihr gegen den Hinterkopf. »Du und dein hässlicher Balg!« Er schlug ihr wieder auf den Kopf, und sie vergrub das Gesicht in den Armen.

Barnes ergriff mit einer Hand ihren Hals. Mit der anderen zerriss er ihr die Bluse.

»Nein!«, stieß Mutter hervor. »Rolfe! Bitte! Der Junge!«

Sie wollte den Kopf heben, aber er versetzte ihr wieder einen Hieb. Dann riss er ihr das Unterkleid bis zur Taille herunter und entblößte ihren Rücken.

Seine Schläge hatten mich nicht so sehr betäubt, dass ich nicht vor Wut und Scham errötet wäre.

»Aufhören!«, schrie ich und versuchte, auf die Beine zu kommen.

Barnes ignorierte mich und löste seinen schweren Gürtel. Mit einem Klatschen von der Lautstärke eines Pistolenschusses traf das Lederband den Rücken meiner Mutter. Sie gab einen fassungslosen, schmerz erfüllten Aufschrei von sich. Auf ihrer hellen Haut zeichnete sich ein breiter, roter Striemen ab.

Barnes konnte noch zwei Schläge anbringen.

Ich hatte Tränen in den Augen, als ich mit aller Kraft den Schürhaken schwang. Die Eisenstange traf ihn direkt über dem Ohr und ließ ihn zur Seite taumeln, den Gürtel noch immer erhoben. Er krachte gegen die Wand, prallte ab und stürzte wie ein gefälltter Baum zu Boden.

Ich tänzelte noch einen Augenblick lang um ihn herum und brachte ihm Tritte bei. Dann begriff ich, dass er das Bewusstsein verloren und nichts von meinen Bemühungen hatte, also wollte ich ihm den Rest geben. Ich setzte mich auf ihn, packte den Feuerhaken fester und wollte ihm

gerade den Schädel einschlagen, als mich ein Schrei davon abhielt.

»Trevor! Nein!«

Plötzlich stand Mutter vor mir und streckte den Arm aus, um den Schlag abzufangen.

»Zurück«, warnte ich sie.

»Lass ihn! Sieh doch, was du ihm angetan hast!« Mit diesen Worten ließ sie sich neben den Schurken auf die Knie fallen und beugte sich über ihn.

Ich betrachtete ihren Rücken. Meine Tränen ließen die dicken Striemen verschwimmen. An einigen Stellen sickerte ihr das Blut in hellroten Rinnsalen über die Haut.

»Dem Herrn sei Dank, du hast ihn nicht getötet!«

»Das werde ich jetzt mit Vergnügen nachholen.«

Sie sah zu mir hoch, wortlos. Es war auch kein Wort nötig. Ich schleuderte den Feuerhaken beiseite, trat von dem reglosen Körper fort und rieb mir die Augen. Ich schniefte. Das wunde, feuchte Gefühl in meiner Nase ließ mich nach unten sehen, und ich entdeckte, dass meine Hemdenbrust blutgetränkt war. Ich zog ein Taschentuch aus der Hosentasche, um dem Nasenbluten Einhalt zu gebieten, dann ließ ich mich auf einen Stuhl fallen, ohne Barnes aus den Augen zu lassen. Mutter kam zu mir. Sie strich mir übers Haar. »Er hat dir schrecklich wehgetan.«

»Er hat dich *gepeitscht*, Mum.«

»Daran ist zweifellos der Alkohol schuld. Er ist kein böser Mensch.«

»Böse genug, würde ich sagen. Ich wünschte, du hättest mich ihm den Schädel einschlagen lassen.«

»Wie redest du nur!« Sie zauste mir spielerisch das Haar.

»Zweifellos kommt das nur von deinen Büchern.«

»Es kommt davon, dass ich zusehen musste, wie er dich ausgepeitscht hat.«

»Romane sind eine wunderbare Sache, mein Liebling, aber du darfst nicht vergessen, dass alles darin nur erfunden ist. Es ist nicht schwer, sich in einer Geschichte des Bösewichts

zu entledigen. Er ist nicht aus Fleisch und Blut, verstehst du, er ist aus Papier und Tinte. Dort ist nichts dabei, einem Burschen den Schädel einzuschlagen. Aber im Leben ist das anders, mein Schatz. Hättest du Rolfe getötet, würde das wie eine kalte, schwarze Hand auf deiner Seele lasten. Es würde dich dein ganzes Leben lang verfolgen, dir des Nachts den Schlaf rauben und dich jeden Tag quälen.«

Sie klang so ernst, dass ich plötzlich mächtig froh war, Barnes nicht getötet zu haben. Obwohl sie nie jemanden umgebracht hatte, wusste sie um die Bürde einer solchen Tat.

Seither habe ich nicht wenig Kerle zur Hölle geschickt und mehr als nur eine Mütze Schlaf darüber verloren. Viel mehr als das Töten selbst peinigt meine Seele jedoch, den ein oder anderen Lumpen nicht eher getötet zu haben.

Wie auch immer, Barnes jedenfalls war noch unter den Lebenden. Ihm den Rest zu geben, schien uns beiden seinerzeit das Falsche, aber ich machte mir Sorgen, was passieren würde, wenn er wieder erwachte.

Als Mutter mit ihrer Predigt fertig war, stand ich auf und sagte: »Wir müssen uns um ihn kümmern. Sonst wird er sich wieder auf uns stürzen.«

»Ich fürchte, da hast du Recht.«

Wir starrten ihn beide an. Bis jetzt hatte er kein Glied gerührt. Aber er schnarchte leise.

»Ich hab's«, sagte ich und eilte auf mein Zimmer. Einen Augenblick später kam ich mit einem Paar Handschellen aus Stahl zurück, einem Weihnachtsgeschenk meines Onkels William, der davon überzeugt war, ich würde eines Tages einen guten Konstabler abgeben und mir diesen Beruf schmackhaft zu machen wünschte.

Gemeinsam rollten Mutter und ich Barnes auf den Bauch. Ich legte ihm die Hände auf den Rücken und ließ die Handschellen um seine Handgelenke einrasten.

Wir standen auf und bewunderten unser Werk.

»Das müsste funktionieren«, sagte Mutter.

»Soll ich gehen und einen Bobby holen?«

Ihre Miene verfinsterte sich. Sie schüttelte den Kopf. »Man würde ihn mit Sicherheit in den Kerker werfen.«

»Genau dort gehört er auch hin!«

»Oh, mir wäre aber lieber, das könnte vermieden werden.«

»Mum! Er hat dich *ausgepeitscht!* Zu schweigen davon, was er noch alles hätte anrichten können. Er gehört bestraft.«

Sie schwieg eine Weile und fuhr sich einige Male über die Wange. Einmal zuckte sie zusammen, woran vermutlich der traurige Zustand ihres Rückens schuld war. Schließlich sagte sie: »Bill würde wissen, was zu tun ist.«

Das hörte ich gern.

Bill würde wissen, was zu tun war.

Einen Blick auf den Rücken seiner Schwester, und er würde Barnes das zukommen lassen, was er verdient hatte.

»Ich gehe und hole ihn«, sagte ich.

Mutter sah auf die Uhr auf dem Kaminsims. Ich ebenfalls. Es war fast neun. »Warte lieber bis morgen früh«, sagte sie.

»Er tritt seinen Dienst erst um Mitternacht an. Ich könnte ihn bequem rechtzeitig erwischen.«

»Aber der Regen.«

»Die paar Tropfen werden mir schon nicht schaden.« Ich stopfte das blutige Taschentuch wieder in die Hosentasche und hob den Feuerhaken auf. »Behalte den in deiner Nähe, und zögere nicht, ihn auch zu benutzen.«

Sie akzeptierte ihn mit einem Nicken.

Ich eilte in mein Zimmer und holte das Klappmesser mit dem Elfenbeingriff – ein weiteres Geschenk meines Onkels. Ich wollte es Mutter überlassen. Eine scharfe Klinge würde Barnes vermutlich eher als ein Feuerhaken dazu veranlassen, sich gesittet zu benehmen. Doch dann fiel mir ein, dass sie sich wahrscheinlich scheuen würde, eine so tödliche Waffe zu benutzen, also steckte ich es in die Tasche.

Und das war auch gut so. Später sollte mir das Messer das Leben retten.

Als ich ins Wohnzimmer zurückkehrte, schnarchte Barnes noch immer. Ich zog meinen Mantel an.

Mutter gab mir ein paar Schilling. »Nimm eine Droschke, mein Liebling.« Dann drängte sie mir einen Schirm auf.

Sie küsste mich auf die Stirn.

»Sei vorsichtig, Mum«, sagte ich. »Du darfst ihm nicht vertrauen.«

Dann ging ich los.

## 2

### *Ich breche auf*

Von der Straße aus schaute ich zu unseren hellen, freundlichen Fenstern hinauf, ohne mich um den kalten Regen auf meinem Gesicht zu kümmern. Was mich kümmerte, war, Mutter mit Barnes zurückgelassen zu haben, und ich wünschte mir, ich hätte fester zugeschlagen. Er würde aufwachen, und Mutter in ihrer herzensguten und vergebenden Art würde Mitleid für ihn empfinden.

Sie würde seine Schmerzen lindern wollen. Es war sogar durchaus vorstellbar, dass sie ihm die Handschellen abnahm, damit er die Arme recken, es sich gemütlich machen und eine Tasse Tee trinken konnte, und in diesem Augenblick würde er wieder über sie herfallen.

Allerdings würde sie Mühe haben, den Schlüssel der Handschellen zu finden, weil der nämlich in meiner Hosentasche steckte.

Dieser Gedanke flößte mir eine gewisse Zufriedenheit ein, und genau in diesem Augenblick trat Mutter an eines der Fenster. Sie entdeckte mich und hob die Hand. Ich winkte zurück, ohne zu ahnen, dass ich sie für viele Jahre das letzte Mal sehen sollte. Dann klappte ich den Schirm auf und ging schnell los.

Es dauerte nicht lange, und ich erreichte den Droschkenstand an der Ecke Baker und Dorset Street, wo ich die vertraute rundliche Gestalt von Daws erspähte, der erfreulicherweise Dienst hatte. Daws und sein Pferd stießen beide weißen Rauch aus, der eine aus seiner Bryèrepfeife, das andere aus seinen schnaubenden Nüstern.

»Master Bentley«, grüßte der Kutscher.

»Guten Abend, Daws. Hallo, Blossom.« Ich gab dem Pferd einen Klaps auf den Hals. »Zu meinem Onkel, Guilford Street Nummer 23.«

»Wie geht's deiner Mum?«

»Wir hatten ein wenig Ärger.«

»Schau an, Ärger also?« Er zog sich seinen Zylinder in die Stirn. »Dagegen ist Bill wohl der richtige Mann. Spring an Bord.«

Ich schwang mich in den Einspanner. Er schaukelte wie ein Boot im Sturm, als Daws hinten auf den Kutschbock stieg. Er ließ die Zügel vorschnellen, und wir fuhren mit einem solchen Ruck an, dass ich gegen die Rückenlehne geworfen wurde. Wir rasten mit erstaunlicher Geschwindigkeit los, die ich Blossom keineswegs zugetraut hätte.

Als wir unser Ziel erreichten, sprang ich auf die Straße, noch bevor der Wagen zum Stehen gekommen war, und lief zur Haustür meines Onkels.

Aber es war Tante Maggie, die auf mein Klopfen hin öffnete.

Sie schien sehr überrascht, mich zu sehen.

»Trevor! Wieso bist du in einer solchen Nacht unterwegs?« Sie streckte den Kopf vor und starrte in die Dunkelheit. »Wo ist Catherine?«

»Sie schickt mich, Onkel William zu holen. Wir hatten Streit mit Rolfe Barnes, und sie ist zu Hause und bewacht ihn.«

»Komm erst mal aus dem Regen.« Obwohl ich es eilig hatte, gehorchte ich dem Befehl meiner Tante. Schon damals wusste ich, dass schlichter Gehorsam beim weiblichen Geschlecht viel weniger Zeit verplempert als Erklärungen. Ladies sind ein sturer Haufen und übertreffen in dieser Hinsicht jedes Maultier um Längen.

»Du siehst ja schrecklich aus«, sagte sie. »Nass bis auf die Knochen. Du wirst dir eine Lungenentzündung holen. Was ist mit deinem Gesicht passiert? Du liebe Güte.« Sie berührte

meine Wange, die kaum wehgetan hatte, bis sie anfang, darauf herumzudrücken. »War das Barnes?«

»Ja, und er hat Mutter mit dem Gürtel geschlagen.«

Meine Tante riss Augen und Mund auf, dann klappte sie den Mund wieder zu und schürzte die Lippen. »Oh, Bill wird ihn umbringen.«

»Genau das hoffe ich auch«, gab ich zu.

»Natürlich ist Bill nicht daheim.«

»Er ist doch nicht etwa schon im Dienst?«

»Er ist schon seit Stunden weg. Wegen diesem schrecklichen Ripper, weißt du. Der arme Mann muss Doppelschichten machen und ist kaum noch zu Hause.«

Diese Neuigkeit munterte mich nicht gerade auf. Was sollte ich jetzt tun?

»Mum möchte, dass ich ihn hole«, murmelte ich.

»Das wird leider nicht möglich sein. Möchtest du vielleicht einen Schluck Tee und einen Happen ...«

»Die Kutsche.«

»Oh, richtig. Am besten fährst du wieder nach Hause.«

»Aber ich soll doch Bill holen!«

Tante Maggie runzelte die Stirn. »Ist bestimmt auch alles in Ordnung mit dir?«

»Ich will einfach nicht ohne ihn gehen.«

»Er ist nicht da, Trevor!« Sie sagte es ganz langsam, als würde sie mit einem Schwachsinnigen sprechen.

»Ja. Ich verstehe. Er ist im Dienst.«

»Genau. Aber mach dir keine Sorgen, ich werde ihm sofort von Barnes erzählen, und er wird die Sache in die Hand nehmen.«

»Morgen früh.«

»Morgen früh als Erstes. Und jetzt fährst du schnell zu Catherine zurück.«

»Ja, Ma'am.«

»Bestimmt?« Sie legte den Kopf schief und sah mich scharf an. Ich versuchte unschuldig auszusehen, aber es zog

nicht. »Ich werde mal lieber ein Wort mit dem Kutscher wechseln.«

Ich winkte Daws. Er kletterte vom Kutschbock und eilte herüber. Während ich wartete, hastete Tante Maggie in die Wohnstube, klimperte mit ein paar Münzen und kam im selben Augenblick zurück, als Daws die Schwelle betrat und seinen Hut zog.

»Bringen Sie den jungen Trevor bitte schnurstracks zurück nach Haus, auch gegen seine eventuellen anderen Absichten – ich zahle Ihnen dafür seine Fahrt und einen kleinen Zuschlag.« Sie leerte ihre Hand in Daws'. »Zur Marylebone High Street Nummer 35, und sonst nirgendwohin. Haben Sie verstanden?«

»Durchaus, durchaus, ja. Keine Sorge. Heim zu Mum und sonst nix, darauf könn'se sich bei Daws verlassen. Jawoll.«

Sie schaute mich kurz prüfend an und gab mir schließlich einen Kuss auf die geschwollene Wange. »Also gut. Dann ab mit dir.«

»Auf geht's, Master Bentley.«

Mit aller gebotenen Höflichkeit verabschiedete ich mich von Tante Maggie und eilte zurück zur Kutsche.

»Könnten wir den Weg über die Polizeiwache in der Leaman Street nehmen?«, fragte ich Daws.

»Ah, kann ich nicht machen. Daws hat's versprochen, und was er verspricht, das hält er auch.«

»Aber du bist doch mein Freund?«

»Das hoff ich doch sehr. Und'nen Freund bittet man nicht, sein Wort zu brechen, oder?« »Wohl nicht«, grummelte ich und stieg ein. Wie zuvor schaukelte der Einspänner, als Daws auf den Sitz kletterte, aber diesmal fuhr er ganz langsam an. Wir rollten los.

Ich würde mich nicht wie ein Gefangener nach Haus kutschieren lassen, da konnte Tante Maggie anstellen, was sie wollte.

Ich war aufgebrochen, um Onkel William zu holen, und genau das hatte ich auch vor.

Wie John McSween später zu sagen pflegte: »Du tust das, was du für das Richtige hältst, und zum Teufel mit jedem, der sich dir dabei in den Weg stellt.« Obwohl es noch einige Zeit dauern würde, bis ich John kennenlernen sollte, gingen mir in diesem Augenblick ganz ähnliche Gedanken durch den Kopf, während Daws die Droschke wendete.

Und so sprang ich einfach aus der fahrenden Kutsche, rannte in einem Schwung die Straße entlang und raste um die nächste Ecke.

Ich rechnete damit, dass Daws mich verfolgen würde, und genau das tat er auch. Blossom trabte mit der ratternden Kutsche vorbei, von deren Fahrersitz aus Daws nach mir Ausschau hielt. Gut im Dunkel der Gasse verborgen sah ich ihnen nach.

Bald waren sie verschwunden. Ebenso wie Mutters Schirm, den ich im Eifer meiner Flucht zurückgelassen hatte. Aber er war in guten Händen. Als die ehrliche Haut, die er war, würde Daws ihn zu Haus abgeben.

Ziemlich stolz auf meine Tollkühnheit, schlich ich mich aus dem Gässchen zurück zur Guilford Street und marschierte in östlicher Richtung weiter.

Mit dem Selbstvertrauen, das meiner Jugend und Unwissenheit entsprang, bezweifelte ich keinen Augenblick lang, dass ich das Polizeirevier in der Leman Street und damit meinen Onkel William finden würde.

### 3

#### *Ich und die Unglückseligen*

Die Straße brachte mich auch planmäßig nach Holborn. Ich ging so schnell, dass mir richtig warm wurde, obwohl ich bis auf die Haut durchnässt war.

Jedes Mal, wenn ich das Verlangen verspürte, langsamer zu werden, rief ich mir Mutter ins Gedächtnis, die mit Barnes allein war, vielleicht aus dem Fenster blickte und sich fragte, warum ich noch nicht mit Onkel Bill wieder da war. Barnes würde ihr nichts antun können, nicht mit den Fesseln. Vielleicht würde er sogar bis zum Morgen seinen Rausch ausschlafen. Aber Mutter würde sich Sorgen machen. Umso mehr, wenn Daws sie besuchen und ihr von meinem Ausflug erzählen würde.

Als ich die Newgate Street erreichte, kam mir für kurze Zeit sogar der Gedanke, eine Kutsche anzuhalten und nach Hause zu fahren. Aber verflixt nochmal, mein Stolz wollte es nicht zulassen. Ich war losgezogen, Onkel Bill zu holen, und genau das würde ich auch tun.

Noch bevor es mir richtig bewusst war, passierte ich die Säulen vor der Londoner Börse und kam zur Cornhill Street.

Die Cornhill Street führte in die richtige Richtung, aber kurz darauf fand ich mich in einer mir unbekanntem Gegend wieder. Leadenhall Street? In meinem ganzen Leben war ich noch nie so weit östlich gewesen. Aber nach Osten wollte ich.

Bis zu diesem Zeitpunkt waren mir nur eine Handvoll Menschen begegnet. Aber das änderte sich. Je weiter ich kam, desto mehr tauchten auf. Sie waren auf den Straßen, saßen in den Hauseingängen der Mietskasernen, kamen aus

den Pubs und Varietés gestolpert, lehnten an Laternen, lauerten in dunklen Gassen. Es war ein trauriger Haufen.

Ich sah kleine Kinder und viele Jugendliche meines Alters. Einige liefen ziellos umher wie streunende Hunde. Andere spielten Fangen. Keiner von ihnen hatte Schuhe oder gar einen Mantel; sie alle waren in Lumpen gekleidet. Sie hätten in der Kälte und dem Regen gar nicht auf der Straße sein dürfen, aber vermutlich wussten sie keinen besseren Ort.

Ein paar der Erwachsenen trugen Stiefel und Mantel, aber die waren in der Minderzahl. Viele Frauen schützten sich mit über den Kopf gezogenen Schultertüchern vor dem Regen. Es gab Männer, die hatten die Krempe ihrer Hüte so tief ins Gesicht gezogen, als wollten sie es verbergen. Nicht einer trug einen Schirm, so dass ich meinen verlorenen nicht misste.

Im Gegenteil, denn schon der Schnitt meiner Kleidung verriet mich als Außenseiter. Köpfe drehten sich, als ich vorbeieilte. Leute riefen mir hinterher. Einige traten auf mich zu, aber ich legte einen Schritt zu und ließ sie hinter mir zurück.

Ich redete mir ein, dass sie lediglich neugierig waren. Sie wollten mir nichts Böses.

Mutter bezeichnete solche Leute gern als »Unglückselige«. Onkel Bill drückte sich in seinen Ripper-Berichten diesbezüglich anders aus. Für ihn waren diese Unglückseligen eine »gottlose Bande von Halsabschneidern, Huren, Gesindel und Schurken, in deren Behausungen es vor Ungeziefer nur so wimmelt, die schreckliche Krankheiten verbreiten und einem mit Vergnügen für einen halben Penny die Kehle durchschneiden«.

Vermutlich wurden Mutters Ansichten von der Güte ihres Herzens beeinflusst, während Onkel Bill durch die Natur seiner täglichen Arbeit voreingenommen war. Die Wahrheit lag wahrscheinlich irgendwo dazwischen.

Die Menschen auf der Straße sahen sicherlich nicht so aus, als wären sie vom Glück begünstigt, aber es konnten